

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

6. Beethoven und Goethe

schauen hin. Seine Physiognomie stellte offenbar ein schönes Inneres dar. Zu Nathanael spricht unser Religionsstifter: Joh. 1, 47: Siehe, ein wahrer Israelit, in dem kein Falsch ist. Anmut und Milde, Einfalt und Treuherzigkeit, Gemüthlichkeit und Redlichkeit ruhten sicherlich auf seinem Angesicht; eine innere Harmonie spiegelte sich in seinen Zügen.

Die Augen, diese Lichtöffnungen für den Geist, stehen in ausnehmendem Grade unter dem Einfluß des Geistes. Tiefe der Gedanken und eine begeisterte und begeisternde Kraft leuchten aus ihnen hervor. Der Ausdruck des Geistes im Antlitz, in der Miene und namentlich im Auge ist für manchen zarteren und schärferen Beobachter lesbar.

So läßt beispielsweise das Mienen- und Gebärdenpiel der ruhigen und scharfen wie schnellen Erkenntnis stets eine gewisse Geschmeidigkeit und elastische Noblesse der Bewegung feststellen, während der schwächer Erkennende infolge seiner geringen Gefühlstiefe (und auch Selbstbeobachtung) entweder zu einer mehr stumpfsinnigen Gleichgültigkeit oder aber zu aufgeregter Gestikulation hinneigt, die sich immer durch plumpe Uebertreibung kennzeichnet. Dieses Gebärdenpiel drückt sich aber nicht etwa bloß im Gesichte, sondern auch in der ganzen Haltung aus; und nicht zum mindesten wird dadurch die Sprache beeinflusst. — Ähnlich den Sinnen hält auch der Geist den Körper straff am Zügel und die mimischen Bewegungen des Gesichtes wie der Körperhaltung lassen uns deshalb einen tiefen Blick in das geistige Leben tun, — singt doch Myrza Schaffy:

„In jedes Menschen Gesichte
Steht seine Geschichte,
Sein Hassen und Lieben
Deutlich geschrieben.
Sein innerstes Wesen,
Es tritt hier ans Licht, —
Doch nicht jeder kann's lesen,
Verstehen jeder nicht!“ —

Wie die höheren Grade von Lastern und Leidenschaften das Gesicht verunstalten, sieht selbst der halb Blödsinnige.

Leidenschaften sind jedoch Krankheiten, Schwachzustände des Geisteslebens und, wenn uns diese in ihren verschiedenen Graden nach außen bekundet werden, so folgt daraus schon allein, daß wir überhaupt die verschiedenen Grade der geistigen Entwicklung durch das Äußere wahrzunehmen vermögen. Des weiteren sind wir imstande, den Grad der Aufmerksamkeit durch Mimik und Körperhaltung festzustellen, so daß wir sehr leicht aus dem Eindruck, den beispielsweise eine Mitteilung hervorbringt, das Maß der Aufregung oder Schwäche, daß der ruhigen Kraft wie evtl. den Grad des geistigen Stumpfsinnes zu berechnen vermögen. Da nun aber die Kraft des Geistes in der einwandfreien Lösung möglichst schwieriger Probleme wie überhaupt in der ruhigen Art dieser

Tätigkeit besteht, so können wir also schon am Äußeren die Kraft des Geistes abschätzen.

Es ist und bleibt eine ewig feststehende Tatsache, daß Laster und Leidenschaften, Schwächen des Geistes usw., mit der Zeit zum bleibenden Ausdruck im Gesichte sich gestalten. Und wenn jemand absichtlich seine Leidenschaften, seine krankhafte Denkweise, seine geistige Schwäche ablegen will, so braucht er ebenso lange, um das krankhafte Gesicht zu verlieren, als er nötig hat zu seiner geistigen Kräftigung und Besserung. — Da aber der (durchschnittliche) Grad der ertelichen Entwicklung, wie er bei der Zeugung vorhanden, sich jeweilig auf die Kinder vererbt, so versteht es sich von selbst, daß z. B. die Kinder jähzorniger Eltern schon an sich einen solchen Gesichtsausdruck mit zur Welt bringen, und wenn er auch nicht gleich in den ersten Monaten zur leicht wahrnehmbaren Prägung gelangt, so läßt sein Erscheinen doch um so weniger auf sich warten, je mehr die Erziehung diese Leidenschaften unterstützt. Letztere kann allerdings auch heilend und mindernd wirken. Aber ganz auszuwischen kann die Erziehung im ersten Gliede eine solche Erbschaft nie; und bis zu einem gewissen Grade wird der betreffende Zug immer zu erkennen sein.

Die Charakteristik oder die Kunst, aus dem Äußeren des Menschen dessen Inneres zu lesen, ist eine der wichtigsten Wissenschaften. Sie bildet ja die Grundlage jeder Selbsterkenntnis, sowie jeder Beurteilung von Menschen, daher auch jeden menschlichen Verkehrs, bewahret uns vor unzähligen Enttäuschungen und lehrt uns bestimmte Wege gehen, auf denen wir im Leben allein wahre Erfolge haben können.

Diese Faktoren sind namentlich in moralischer Beziehung hoch anzuschlagen, da sie der böswilligen Tat vorbeugen, um so mehr, als die Charakteristik auch die Wahrheit von der Verstellung zu scheiden weiß.

Wer erfolgreich Charakteristik treiben will, muß vor allem ein geübtes Auge und eine genügende Erkenntnis des inneren Lebens haben.

Matthias Gier ten.

Beethoven und Göthe.

Wunderlich, wie verschiedenartig die Natur auch die großen Männer formt! Man braucht keinem Gebildeten auseinanderzusetzen, welch ungeheure Kluft den größten deutschen Dichter von dem größten deutschen Musiker trennt, obwohl sie in ihren höchsten Kunstleistungen einander begegneten. Aber in diesen Tagen, da das Klinger'sche Beethoven-Denkmal wieder vielfach Anlaß zu Beobachtungen über das Wesen des Schöpfers der „IV. Symphonie“ und des „Fidelio“ gegeben hat, wird es vielleicht besonders interessieren, wenn wir einen kleinen Beitrag zur Charakteristik dieses Wesens aus der nur wenig bekannten Korrespondenz Bettina v. Arnims hervorheben. „Ihren ersten Brief“, so schrieb ihr der Meister von

aus im Februar 1811, „habe ich den ganzen Sommer mit mir herumgetragen und er hat mich oft selbig gemacht. Wenn ich Ihnen auch nicht so oft schreibe und Sie gar nichts von mir sehen, so schreibe ich Ihnen tausendmal tausend Briefe in Gedanken.“ Diese Stelle mag zur Charakterisierung des Eindrucks, den Bettina auf Beethoven gemacht hat, genügen. Wie er über die Umgebung, in der sie lebte, dachte, dafür mag noch die folgende Stelle angeführt sein: „Wie Sie sich in Berlin in Ansehung des Weltgeschmeißes finden, könnte ich mir nicht denken, wenn ich's nicht von Ihnen gelesen hätte. Vieles Schwätzen über die Kunst ohne Taten!“ Nun aber zu dem Thema Beethoven und Göthe! Im August 1812 hatten sich beide in Teplitz beim Kurgebrauch zusammengefunden und von dort schrieb Beethoven an Bettina unter anderem das Folgende: „Könige und Fürsten können wohl Professoren machen und Geheimräte, und Titel und Orden umhängen, aber große Menschen können sie nicht machen, Geister, die über das Weltgeschmeiß emporragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen und damit muß man sie in Respekt halten; wenn so zwei zusammen kommen, wie ich und der Göthe, da müssen diese Herren merken, was bei uns einem als groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimweg der ganzen kaiserlichen Familie. Wir sahen sie von weitem kommen und der Goethe machte sich von mir los, um sich an die Seite zu stellen; ich mochte sagen, was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen, ich drückte meinen Hut auf den Kopf, knöpfte meinen Oberrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen — Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht — der Herzog Rudolf hat vor mir den Hut abgezogen die Frau Kaiserin hat zuerst gegrüßt. Die Herrschaften kennen mich. Ich sah zu meinem wahren Spaß die Prozession an Goethe vorbeidestilieren. Er stand mit abgezogenem Hute tief gebückt an der Seite. Dann hab' ich ihm noch den Kopf gewaschen, ich gab kein Pardon und hab' ihm alle Sünden vorgeworfen.“ Wenn einmal ein Klinger der Zukunft das Bedürfnis fühlt, Goethe und Beethoven zusammen auf ein Postament zu stellen, dann gäbe das ein hübsches Relief: Goethe, den Hut in der Hand beiseite stehend, während Erzherzog Rudolf, aus dem kaiserlichen Kreise herausstrabend, vor Beethoven den Hut vom Kopfe zieht.

Babel und Bibel.

Berlin. Reichstag, preußisches Herrenhaus und preußisches Abgeordnetenhaus zugleich tagend, das ist immerhin, sollte man meinen, etwas, was die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln vermöchte. Aber für Berlin liegt das Ereignis dieser Woche auf ganz anderem Gebiete. Der zweite Vortrag des Prof. Delitzsch über „Babel und Bibel“ (der erste wurde vor Jahresfrist gehalten) beschäftigt die

Geister in einem Maße, das durch die Sache an sich kaum erklärlich wäre. Nicht einmal bisher dem größeren Publikum gänzlich Unbekanntes war es, was der Gelehrte vortrug. In den Zeitungen ist über die Ergebnisse der babylonischen Ausgrabungen fortlaufend berichtet worden, und auch an den Parallelen mit der Bibel hat es dabei nicht gefehlt. Prof. Delitzsch war lediglich in der Lage, seine im vorigen Jahr gemachten Aufstellungen durch weiteres Material zu bestätigen. Gewiß, jene Ausgrabungen haben manche Ueberraschung gebracht; aber wenn man sich gewöhnt hat, die Entwicklung des Menschengeschlechts wissenschaftlich zu betrachten, so kann man sich durch die Entdeckung, daß der religiöse und moralisch-rechtliche Vorstellungskreis des mosaischen Judentums sich vielfach als der babylonisch-assyrischen Kultur entlehnt erweist, kaum sonderlich erschüttert fühlen. Der „voraussetzungslose“ Beurteiler wird den Verlust an Nimbus, den die mosaischen Bücher und schließlich das ganze Alte Testament dadurch erleiden, als eine unabwiesbare Folge der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis mit derselben Gelassenheit hinnehmen wie so vieles Andere.

Der sachliche Inhalt der Vorträge des Prof. Delitzsch war also schwerlich geeignet, die gebildete Welt in eine ungewöhnliche Aufregung zu stürzen. Ihre eigenartige Bedeutung gewannen sie durch das ausgesprochene Interesse, das der Kaiser an ihnen genommen hat. Offenbar hat sich der Gelehrte durch diesen Umstand bestimmen lassen, die Konsequenzen seiner wissenschaftlichen Erkenntnis in Bezug auf die Vorstellung von der göttlichen Offenbarung im Alten Testament schärfer, man möchte sagen, leidenschaftlicher zu ziehen, als er es im rein wissenschaftlichen Rahmen getan hätte. Um so mehr erregt es Aufsehen, daß ein Mann der Wissenschaft auf theologischem Gebiet mit so kühnem Freimuth vor dem Kaiser reden darf. Alle Welt weiß, daß Wilhelm II. eine durchaus moderne Natur ist. Sein oft bekundeter Respekt vor den exakten Wissenschaften, namentlich in ihrer Anwendung auf die Technik, ist ein Ausfluß davon. Auf religiösem Gebiet aber hielt man bis in die letzten Jahre dafür, daß er ganz in der orthodoxen kirchlichen Dogmatik befangen sei. Da kam in neuerer Zeit ein wiederholter Verkehr des Kaisers mit Prof. Harnack, es folgte der Besuch des ersten Delitzsch'schen Vortrages über „Babel und Bibel“ und vor wenigen Monaten sprach der Monarch in Görlitz das Wort von der freien Entwicklung des geistigen Lebens und von der Weiterbildung der Religion. Die Orthodoxie ist auf das Eifrigste bestrebt gewesen, diese Görlitzer Rede teils zu vertuschen, teils umzudeuten. Jetzt macht ihnen der geradezu demonstrative kaiserliche Besuch des neuen Delitzsch'schen Vortrages einen argen Strich durch die Rechnung. Insbesondere die Art und Weise, wie der Vortragende am Schluß das Wort von der Weiterbildung der Religion in seine Rede ver-